

Illustriertes Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 38.

Dinstag den 11. Mai.

1847.

Prolog.

Gesprochen in Neustadt am 18. April 1847 bei der, von Dilettanten zum Besten des Nothspitals gegebenen theatralischen Vorstellung.

Ein hohes Fest versammelt heut' uns Alle
In froher Stimmung hier in dieser Halle,
Wir sehen nach Verlaufe wen'ger Stunden
Sich uns'res Kaisers Wiegenfest erneuern,
Und wünschen patriotisch, eng verbunden,
Nach Kräften, Seiner würdig es zu feiern.

Und wie der schönste Zug in seinem Bilde
Die Güte ist — voll Menschlichkeit und Milde;
So bieten wir — um liebend Ihn zu ehren —
Uns guten Willens zu des Wohlthuns Spende
Bei diesem Feste brüderlich die Hände,
Um armen Kranken Obdach zu gewähren. —

Wir freuen uns des Lebens bester Gabe,
Wir freu'n uns der Gesundheit süßer Gabe,
Doch ach! nur wenig Glücklichen hienieden
Ist dieses Gut stets ungestört beschieden:
Gar viele, viele uns'rer Brüder müssen
Es lange auf das Schmerzliche vermissen!

Und ist der arm, den schwere Krankheit drückt,
Für den die Zeit nur trübe weiter rät;
Der nicht gewahrt den schnellen Flug der Horen,
Weil Glanz und Reize sie für ihn verloren:
Selbst dann noch arm, wenn all' der Seinen Pflege
Ihm zu erleichtern sucht die Dornenwege:

Wie vielmehr Der, der einsam und verlassen
Des Wohlseyns frische Rosen sieht erblaffen,
Dem ohne Wartung Tag um Tag verschleitet,
Und keine treue Seele Labung reichet;
Dem bei dem Schmerz der Krankheit, die ihn quälet,
Auch übrigens das Nöthige selbst fehlt! —

Wohl ziemt der Menschheit es, sich solcher Armen
Mit brüderlichem Mitleid zu erbarmen,
Sie — unter ihrer Obhut mild geborgen —
Mit Hülfe und Pflege liebevoll zu versorgen! —
Gottlos! es fehlt uns nicht an solchem Raume,
Nur gleicht er noch einem schwachen Baume,

Der noch viel Thau und Sonnenlicht und Regen
Bedarf, um zu erblüh'n zu höherm Segen. —
D'rum, wie im schönen, christlichen Breine
Ihr sorgsam ihn gepflanzt im milden Scheine
Der Liebe, die aus bessern Welten flammet
Und uns're Brust zu edler That entflammet:

So pflegt ihn ferner mit vereinten Kräften,
Auf das es nie ihm fehlt an frischen Säften.
Und mehr und mehr sein Wachstum und Gedeihen,
Bewohner dieser Stadt, Euch mög' erfreuen!
Ja! pfleget ihn vereint, wie Ihr begonnen;
Dann wird die Frucht auch seine Sönnner lohnen,

Und der Euch lohnen, welcher alle Gaben,
Die wir den Armen weiß'n, um sie zu laben,
Und für die Kranken uns zu thun befehlen —
Als Ihm erwiesen, anzuseh'n verheissen.
Thut denn für sie in Zukunft auch noch immer
Was Ihr vermöget und — verlaßt sie nimmer! —

Denn da nur, wo vereinte Kräfte watten,
Kann auf die Dauer sich ein Werk gestalten:
In vielen Strahlen muß die Sonne scheinen,
Viel Tropfen müssen sich zum Regen einen,
Soll Leben, Licht und Fruchtbarkeit auf Erden
Die frohe Folge ihres Wirkens werden. —

Noch schwache Kräfte sind auch hier verbunden,
Um freundlich Euch zu bieten heil're Stunden;
Genießt sie aber froher im Gedanken
An die von Euch versorgten armen Kranken;
Und laßt in Seinem Sinne so des theuern —
Des guten Kaisers Wiegenfest uns feiern! —

Die Schlange von Strobelsdorf.

Waterländische Sage von Jos. Buchenhain.

(Fortsetzung.)

Diese Ruine kam in späterer Zeit an einen gewissen Mathias von Strobelsdorf, weil ihm die Fernsicht von hier so angenehm schien. Er umstaltete sie zu einem neuen Schlosse, benannte es nach seinem Namen, und dieses gelangte endlich durch das Recht der Erstgeburt an Christian Adam von Strobelsdorf, kais. Rath und Camerath in Eisenz.

Zu dem nahen Buchenwalde, in einer tiefen Thalschlucht, wohin nie ein Sonnenstrahl drang, bei einer klaren Quelle, sah man seit jener Zeit öfter eine sonderbare vierfüßige Schlange sich in tiefem Schlamm wälzen. Schuldlose Kinder und Menschen ohne Fehl durften sich ihr nahen. Viele dieser Art wurden von ihr reichlich beschenkt, doch eine furchtbare Geißel war sie allen Uebelgesinnten. Wenn ein solcher sich ihr zu nahen wagte, so ward er, von ihrem Hauche verpestet, bald ein Raub des Todes. So kannten die Landleute diese Schlange. Die Guten liebten sie und suchten Hilfe bei ihr, während sie die Bösen flohen.

Eines warmen Sonntags erzählte Gabriele, die jüngere Tochter des Schloßbesizers, ihren Freundinnen, welche zu ihr von Laibach auf Besuch gekommen waren und mit ihr in dem lauen Bache badeten, der am Fuße des Berges so anmuthig hinauscht, die früher mitgetheilte wunderbare

Donner lieferte; der grau mit schwarz gemischte Bart nahm mehr als die Hälfte seines sonnenverbrannten Gesichtes ein, aus der seine Habichtsnase, wie eine Pechfackel, loderte.

„Das ist mein Wette Ladislaus,“ sprach der Angekommene weiter, „ein schmucker Bursche, wie ihr seht, aber kein warmes Herz für Weiber. Er ist arm, wie eine Kirchenmaus und lebt von meiner Gnade; nach meinem Tode sollten ihm, wenn ich kinderlos hinfahre, meine Güter zufallen, aber davon sollst du, schönes Mädchen, mich befreien, und meiner lachenden Erben mit kräftigen Kindern spotten. Aber zum Teufel, nicht so scheu, komm' her und umarme mich.“

„Laßt sie,“ sprach der Graf, „das ist der Schauder der Bräute, kommt in mein Schloß.“

Der Becher kreisete wacker, und noch eh' es Mitternacht wurde, trugen sie den weintrunkenen Bräutigam zu Bette.

Wochen vergingen unter Jagden und Gelagen, und Erwine bat ihren Vater: schließlich, sie dem verhassten Bräutigam zu entziehen. „Er hat mein Wort,“ war Alles, was ihr der Graf antwortete, und in einigen Tagen ward der unglücklichen Erwine Verlobung und über ein Jahr die Vermählung festgesetzt.

Ladislaus konnte im Trunkenheitsfall seines Oheims, also täglich, Erwine zu Fuß und zu Ross begleiten. Gleich den Blumenknochen, die, wenn der erste milde Sonnenstrahl sie erwärmt, ihre Kelche dem belebenden Lichte und der Wärme öffnen, so öffneten Erwine's und Ladislaus Herzen sich dem milden Hauche der ersten reinen Liebe. Furcht und Gefahr hatten ihre Geständnisse beschleunigt; an einem mondlichten Sommerabend im Garten vor dem Schlosse umschlang Ladislaus seine Geliebte, und mit dem heiligsten Kusse war das Band der Liebe für die Ewigkeit geknüpft — nicht für das Diesseits!

„Treu bis in den Tod will ich dir bleiben,“ rief Ladislaus im schwörenden Tone, „eher sterben als von dir lassen; aber wirst auch du dieß können, meine Erwine?“

„Gottes Zorn treffe mich,“ bat Erwine mit zum Himmel gehobener Rechten, „wenn ich meinen Vater nicht bewege, mich loszureißen von dem verhassten Bande; der Schleier des Klosters, der Tod von deiner Hand ist mir willkommener, als deines Oheims Herrlichkeit und Güter!“

Der Bräutigam brach wenige Tage darnach auf, gab seiner Braut einen kostbaren Ring und verließ, mit dem Versprechen, in Jahresfrist zu kommen, mit Ladislaus und seinem Gefolge das Schloß.

Jetzt stürzte Erwine zu des Vaters Füßen, bekannte ihm ihre Liebe für Ladislaus und ihren Haß gegen seinen Oheim; sie rang unter Thränen ihre schönen Hände, sie beschwor ihren Vater bei der Asche ihrer seligen Mutter, sie von dem Verhassten zu befreien, — vergebens.

„Er hat mein Wort,“ sagte der Graf wieder „und ich habe zudem nichts auszusetzen an ihm.“

„Nichts auszusetzen?“ erwiderte Erwine, „seine durch Leidenschaften jeder Art verzerrten Gesichtszüge, sein

Zorn, seine Trunkenheit — o Vater, macht Eure einzige Tochter nicht unglücklich!“

„Wie ist Dir, frommes, kindischtrüdelndes Mädchen, denn auf einmal so die Liebe zu dem armen Ladislaus in's Herz geschossen?“

„Er ist der Würdigste der Männer!“

„Und wenn du eine Legion von Engeln liebtest; fort aus meinen Augen, ich kann mein Wort nicht brechen: Du bist seine Verlobte, Du trägst seinen Ring, und in Jahresfrist bist Du sein Weib.“

„So laß mich den Schleier wählen, ich will meiner irdischen Liebe entsagen, ich ahne, meine Liebe blüht nur jenseits.“

„Ich will Enkel von dir auf meinen Knien schauen, ich will dich reich und glücklich, nicht als Nonne das Leben verzehren sehen; glaube mir, ein monatlanger Zwang,“ setzte er sanfter hinzu, „und du wirst dich in deine Lage finden.“

„Vater —“

Er kehrte ihr den Rücken und ging zürnend ab.

Der Graf war stolz und Unbeugsam; was er befahl, mußte geschehen, und von seinen Kindern war er am wenigsten Widerspruch gewohnt. Er sah selbst ein, sein Eidam sey kein Mann für Erwine, er hatte ihn Jahre lang nicht gesehen, er hatte sich ihn ganz anders gedacht; sein politischer Einfluß aber auf das Reich, seine Schätze hatten ihn geblendet und so wurde die Tochter geopfert; noch nie hatte er sein Wort gebrochen, er konnte es nun um so weniger.

(Schluß folgt.)

Fenilleton.

Die originellste Wette. — In einer Provinzialstadt der österreichischen Monarchie ereignete sich vor einigen Tagen folgender höchst komische Vorfall: Der Inhaber eines beliebten und bedeutenden Hotels ist als sehr neugierig bekannt. Zwei angesehene Stammgäste des Gasthofs, S* und B*, beschloßen daher, ihm einen lustigen Streich zu spielen. „Ich wette ohne Bedenken sogleich 20 Bouteillen Rheinwein,“ sprach eines Tages halbblut und gewissermaßen geheimnißvoll S* zu seinem Freunde B*, als eben der Gastgeber an ihnen vorüber ging. „Gut, ich wette 20 Bouteillen dagegen!“ eiferte B* und schlug in die Hand des Gegners. „Ja was gibts denn da, warum wollt ihr denn eigentlich wetten?“ näselte plötzlich der Gastwirth dazwischen, der sich mit der Neugierde einer Blaumeise horchend den Weiden genähert hatte. „Lieber Freund,“ sagte der Eine, „unsere Wette ist ganz eigenthümlich und nicht zum Auswaidern geeignet; vorläufig nur so viel: Wer von uns Weiden verliert, der zahlt die 20 Bouteillen und der Wein wird hier oder anderswo getrunken.“ „Hier, hier, das versteht sich!“ fiel hastig der Gastgeber ein; „der Verlierende zahlt mir dann die Bouteillen, und ich will auch gleich, wenn es gefällig ist, 2—3 Bouteillen holen,“ was er auch ohne auf Antwort zu warten that, in der Erwartung, am Ende doch von der geheimnißvollen Wette etwas zu erfahren. Die 3 Flaschen standen alsbald leer, weil unterdessen mehrere Freunde und Bekannte der zwei Wettenden herbeigekommen waren, die den Tisch umkreiften. Das Interesse an einer Wette, von der Niemand etwas Näheres wußte, wuchs zusehends und als der

Geschichte, wie sie bei dem Volke in der Umgebung allgemein im Schwange war.

Gabrielen's Freundinnen hatten die baldige Vermählung ihrer Schwester Theresia, die sich in Graz bei ihren Anverwandten befand, vernommen, und bei solcher Gelegenheit haben die Mädchen immer unter einander viel zu plaudern.

„Eine Schlange, eine Schlange!“ scholl es plötzlich aus dem Munde der Badenden. Einige wollten die Flucht ergreifen und eilends nach ihren Kleidern springen. Aber es war zu spät. Das Ungeheuer, einer großen Eidechse oder einem Krokodile ähnlich, hatte sich bereits den Webenden genahet. Man konnte deutlich den mit glänzenden Schuppen reich besetzten Rücken sehen, aus dessen vordern Theile sich der Kopf einer Schlange in die Höhe bäumte, als hätte sie sehr große Eile, das sich vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Die Krone, welche das Schlangenhaupt schmückte, schien aus den schönsten Perlen geformt zu seyn. Sie hatte auf den Kleidern, welche am Ufer des Baches lagen, zu nicht geringem Schrecken der Badenden, Platz genommen, wodurch den Mädchen die Möglichkeit zum Entrinnen gänzlich benommen war. Die Sonne, deren warme Strahlen ihr sehr wohl thun mußten, ließ dieselbe noch deutlicher sehen. Die Schlange hatte nicht das fürchterliche Aussehen, das sich die Badenden Anfangs dachten. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären die Mädchen beherzt zu ihr getreten, so zutraulich soll sie ihnen zugesehen und ihrem leisen Geflüster zugehört haben. Jetzt bewegte sie sich. Ein langer, hohler Athemzug war vernehmbar, dann streckte sich der Leib und ein angenehmes Beben und Erzittern schien sich durch denselben zu verbreiten. Sie schüttelte ihren Körper und trat langsam den Weg zurück, nachdem sie jedoch zuvor zweimal das Schloß Strobelfhof umkreiste. Der dunkle Buchenwald nahm die Verschwundene auf.

Jetzt sprangen die Badenden an das Ufer und langten besorgt nach ihren Kleidern. Diese lagen unverfehrt und hatten nicht die geringste Spur, daß Jemand auf denselben gelegen wäre; aber als sie solche aufgehoben, welsch ein Wunder! jedes der Mädchen war mit einem bedeutenden, Gabrielen aber mit dem bedeutendsten Geschenke von der freundlichen Geberin bedacht. Die Beschenkten lächelten einander sprachlos und mit Thränen zu, und eingedenk der kaum vernommenen Erzählung bemitleideten sie wahrhaft mit betrübtem Herzen die arme Kuperta, welche, da sie unbedacht geliebt, in der Gestalt einer vierfüßigen Schlange nun schon so viele Jahre und so hart büßen mußte. Daß die Schlange Niemand als Kuperta war, konnte man nicht mehr bezweifeln.

Dieses Ereigniß verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend. Ein mitleidvoller Schauer erfaßte Jeden, der hiervon erzählen hörte, besonders als man schon sehr lange vorher nichts mehr von der Unglücklichen vernommen hatte. Man war einig, daß das Geschieh etwas Außerordentliches über Strobelfhof beschlossen haben mußte. Man hoffte und fürchtete zugleich vor der Zukunft. Dieses schien besonders auf den Umstand gestützt zu seyn, weil die Schlange das

Schloß zwei Mal umkreiset hatte. Da jedoch Tage vergingen, ohne daß die Lage der Dinge auf Strobelfhof eine andere Wendung genommen hätte, so gab man dieses, wie so manches Andere der Vergessenheit Preis, besonders, weil man dort mit der Ausstaffirung der Schloßtochter Theresia vollauf zu thun hatte.

Theresia war 16 Jahre alt und Braut des Reichsgrafen und geheimen Rathes, Christoph Münich. Der Ruf ihrer Schönheit und sonstigen persönlichen Eigenschaften war sehr groß. Ihr zu Ehren gab der geheime Rath zu Graz ein glänzendes Fest. Gäste aus den höchsten Ständen waren dazu eingeladen und die Tische ächzten unter der Last der Producte des Südens. Theresie erschien und Alles freute sich doppelt ihrer Gegenwart. Der übergelückliche Reichsgraf stellte sie den Versammelten als seine Braut vor, und der Jubel hatte kein Ende über eine so glückliche Wahl. Auch Theresie, welche ihren Bräutigam wahr und innig liebte, war mit ihrem Schicksale zufrieden. Die Glückliche wandelte eine Zeit an der Hand ihres Bräutigams durch die glänzenden Gemäcker und hatte Gelegenheit, die Pracht und den Reichthum derselben zu bewundern. Neue Gäste kamen. Die Art erforderte die Gegenwart des Reichsgrafen; er bat um Entschuldigung, weil er genöthiget war, sie auf einen Augenblick allein zu lassen. Sie stand eben vor einem Gemälde, deren der Graf mehrere hatte und die als wahre Meisterstücke der Kunst genannt werden konnten. Das Bild stellte den Heiland im Augenblicke dar, als er sterbend ausrief: Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen?

Theresie sah schon viele Gemälde in ihrem Leben, doch keines, das sie so angesprochen, und je länger sie es betrachtete, desto wehmüthiger war es ihr um's Herz. Ihr kam es vor, als spräche zu ihr das Gemälde nebst jenen Worten noch diese Laute: „Du gehst zur Lust und Freude, zum Spiel und Tanz, und ich mußte so viel für dich leiden.“ Diese Worte klangen so trübe in ihrem Innern, daß all' ihr Bemühen, dieselben zu vergessen, umsonst war; sie erklangen wieder und erschütterten dergestalt ihr jugendliches Herz, daß sie sich entschloß, ihrem Heilande zu Liebe, dem irdischen Glücke, ihrer Liebe und der Welt zu entsagen.

Und sie hielt Wort.

(Schluß folgt.)

Die Braut des Blitzes.

Eine Sage aus Ungarn. Von Realis.

(Fortsetzung.)

„Ist das Eure Tochter, Graf?“ fragte der Magnat, „wahrlich! eine himmelschöne Maid, werth, eines Fürsten Braut zu seyn. Nicht schüchtern Bräutchen, dein Bräutigam ist da und fordert seinen ersten Kuß.“

Jetzt erst erhob Erwine ihr Köpfchen und erblaffend trat sie einen Schritt zurück, als sie den Bräutigam sah, der, obwohl riesig gebaut, seine 50 Jahre nicht verbergen konnte; Leidenschaften jeglicher Art hatten tiefe Furchen in seinem Gesichte gegraben, aus seinem Auge schien ein greller Blitz zu schlagen, zu dem seine rollende Stimme den

gute Gastgeber, der bei seiner Neugierde wie auf Kohlen saß, noch immer nichts erfuhr, schleppte er in seinem Eifer eine Boutheille nach der andern herauf, bis zuletzt eine Batterie von 12 leeren Flaschen auf dem Tische stand. Bei der allgemeinen Heiterkeit, die da herrschte, und der Neugierde, die sich auch der anderen Gäste bemisheitert hatte, erhob sich der Wirth als lebendes Fragezeichen noch ein Mal und meinte: jetzt, da doch schon die Hälfte der Wette vertrunken sey, könnten die Wettenden wohl zum Besten geben, um was es sich eigentlich handele. „Meinetwegen,“ sprach S*, indem er nur mit großer Mühe das Lachen bekämpfte, „so sollen Sie es denn erfahren. Stellen Sie sich vor: Mein Freund B* behauptet eigensinnig, unser Stadtpfarrthurm werde, wenn er einmal fällt, gegen die St. W* Vorstadt fallen — ich aber sage, er fällt auf jeden Fall gegen die innere Stadt! — und das ist jetzt unsere Wette!“ Das homerische Gelächter, das nun in der Versammlung einem Sturm gleich ausbrach, und das ellenlange Gesicht des gepöppelten Wirthes, der auf die Bezahlung der 12 Boutheillen bis zum Einsturz des Thurmes warten muß, kann sich jeder Leser mit eigener Phantasie ausmalen; kurz, die Geschichte ist noch gegenwärtig das unterhaltendste Tagesgespräch der betreffenden, bekanntlich sehr jovialen Stadt.

L. R.

Liebe Freunde. — Im „Wanderer“ lesen wir: Kein höheres Glück auf Erden, als liebe Freunde. Ich hörte jüngst eine Geschichte von solchen lieben Freunden, die zu pikant ist, als daß ich sie zur Warnung für alle um ihre Kinder besorgten Aeltern nicht mittheilen sollte. — Jemand fand sich durch Verhältnisse verschiedener Art bestimmt, seine Kinder, zwei hübsche, hoffnungsvolle Knaben, von Wien fort in eine öffentliche Erziehungsanstalt in L* zu geben. Er begleitete die Kleinen an den Ort ihrer Bestimmung, von dem er viel Dortheilhaftes und Rühmliches gehört hatte, und dankte dem Himmel dieses letzten Umstandes wegen, dann aber auch darum, weil er in L* zwei liebe Freunde, die Herren A. und B. hatte, die sich, sammt ihren Familien, um die Knaben rastlos anzunehmen und umzusehen betheuert, daß er diese ohne viele Schwierigkeiten unterzubringen so glücklich war. Ein Aufenthalt von einigen Tagen in L* und unmittelbare Anschauung änderten übrigens seine vorgefaßten günstigen Ansichten in Betreff der erwähnten Anstalt so total, daß er erbittert die Kinder sogleich wieder heraus und mit sich zurück nach Wien nahm. In der Hast der Abreise hatte er nur Zeit, bei seinem lieben Freunde A. sich zu empfehlen und ihm seinen geänderten Entschluß mitzutheilen; Herrn B. wollte er gelegentlich von Wien aus davon verständigen. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er kürzlich, sechs Wochen nach seiner Rückkehr mit den Knaben von L*, von B. einen Brief erhielt, worin der liebe Freund mit rührender Gemüthlichkeit ihm das Wohlbefinden seiner Kinder in der Anstalt mittheilte, und die liebe Freundin Frau von B. in einem Postscript ausführlich betheuerte, was für eine große Freude sie mit den Knaben habe, die sie schon einige Male zu besuchen nicht umhin gekonnt, und wie sie insbesondere finde, daß der ältere auffallende, wahrhaft erfreuliche Fortschritte, sowohl in seiner körperlichen, als geistigen Ausbildung mache. — Der Vater traute seinen Augen kaum beim Durchlesen dieser Mittheilung der lieben Freunde, sandte der Frau von B. mit vielen Danksaugungen für die freudenvolle Nachricht einen Vogelhupf mit der Bitte, ihn den Kindern, an denen sie so viele Freude habe, zukommen zu lassen und erwartet nun im Namen seiner Kinder eine Danksaugung von den lieben Freunden!

Papierkorb des Amüsanten.

Ein deutsches Blatt macht sich über die, durch alle Stände verbreitete Manie, den Kindern Taufnamen zu geben, welche durch die neuesten Romane und Schauspiele in Ruf gekommen sind, lustig, wie folgt:

Jetzt dreschen Gustav's unsern Weizen,
Und Eduarde schobern Heu;
Indeß Mathilden Stuben heizen,
Besorgt Amanda Stall und Streu;
Und Laura mit den seid'nen Locken
Sitzt spinnend hinter ihrem Rocken.
Seht, Bertha steht am Butterfasse,
Und Thekla sorgt für's Federvieh,
Die Rudolphine kehrt die Gasse,
Und Hugo füttert Schaf' und Rüh;
Der Großknecht Arthur schirrt die Pferde,
Und Robert wachet bei der Heerde!“

Ein Offizierbursche wurde von einem seiner Collegen gefragt, wie er mit seinem Herrn auskomme. „Ganz vortrefflich,“ war die Antwort, „wir leben auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander. Wir klopfen uns gegenseitig alle Morgen den Rock aus, nur mit dem Unterschiede, daß ich den meinigen anbehalte.“

Auswärtige Kunst- und Theaterrevue.

† In Prag wurde unlängst das vom Director Stöger vor wenigen Jahren neu aufgebaute Theater in der Rosengasse um den Betrag von 143.000 fl. C. M. erstanden, um zunächst für das k. k. Volkstheater bestimmt zu werden.

† Am 26. April wurde in Wien die diesjährige Kunstausstellung dem Publikum geöffnet. Wir werden seiner Zeit hierüber ausführlicheres berichten.

† Herr Kemmarr, mit dessen neuen Opernpersonale sich die Grager durchaus nicht zufrieden geben wollen, befindet sich gegenwärtig in Wien, wohin er nur in der Absicht gereist ist, um neue tüchtige Mitglieder für die Oper zu acquiriren. Die Primadonna Schobert-Lechner will nicht ansprechen; man lobt zwar ihre Schule, ihr Spiel, aber die Stimme hat zu wenig Umfang.

† Nestroy will sein neuestes Stück: „Der Schüchling“ nicht früher an die Theaterdirectionen, die ihn darum angehen, verkaufen, als bis er von seiner großen Kunstreise aus Deutschland zurückgekehrt seyn wird, weil er in diesem Stücke überall aufzutreten gedenkt.

† Donizetti soll endlich doch nach Italien gebracht werden; es werden ernstlich Anstalten dazu getroffen, weil man doch noch hofft, den Kranken Maestro dem Leben, wenn auch nicht der Kunst, zu erhalten.

† Mad. Birch-Pfeiffer, die fruchtbare dramatische Schriftstellerin, die in neuerer Zeit, namentlich durch ihr neuestes vortreffliches Product: „Eine Familie, oder: Eine Mutter aus dem Bürgerstande,“ ihre Neider und Feinde verstimmen gemacht hat, wird noch in diesem Monate im Theater an der Wien auf Gastrollen erwartet.

† Man munkelte, daß der Volksdichter und Komiker Nestroy beabsichtige, den Pacht des Grager Theaters zu übernehmen; Wiener Blätter melden jedoch, daß der Director Carl unlängst den Nestroy auf volle sechs Jahre weiter für seine Bühne engagirt habe. Bestätigt sich diese letztere Nachricht, so sieht man daraus, wie werth dieser Dichter und Darsteller dem klugen, umsichtigen Director Carl seyn müsse.

Schreier's Affentheater in Wien erfreut sich eines ungeheuern Zulaufes. Nachdem die Lind-Enthusiasten in Ruhe gesetzt sind, gibt es dort jetzt Affen-Enthusiasten, die den Affen täglich (hört, hört!) Kränze und Blumenbouquets in Masse zuwerfen. Die zwei- und vierfüßigen Künstler, Menschen und Affen, stehen so auf gleicher Cathedra, Vanitatum vanitas! —

† Die Wiener sind doch originell! Die „Gegenwart“ berichtet nämlich, daß für die erste Vorstellung des noch ungebauten Theaters in der Leopoldstadt schon jetzt einige Personen auf Sperrfüße sich haben vormerken lassen; das nenne ich doch eine Theaterlust! aber wer die Wiener kennt, wird diese Nachricht gar nicht unwahrscheinlich finden.

Leopold Korbesch.